

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 10.

Posen, den 15. Mai

1927

Wochenend-Sprüche.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Nach jeder Strecke Fleiß
Sei rechte Raß dein Lohn!
Küßst, Lebenszug, nur gut,
Machst zettig du Station!

Mit Tat beginn!
Mit Raß hdr' auf!
Das ist der beste Wochenlauf.

Der Woche Wert wird nur
Den voll mit Segen krönen,
Dem Raß am Wochenend'
Ausbläht, es zu verschönen.

Nichts weckt selig Latenbrände,
Wie ein sonnfrei Wochenende.

Das End' sei süße Ruh' —
Nicht nur nach sattem Leben!
Aus wohl'gem Raßschloß nur
Kann Kraft sich stark erheben.

Schönheitsmittel, die nichts kosten.

Von M. Cervus.

(Nachdruck verboten.)

Der sehnlichste Wunsch aller Damen, sich möglichst lange jung zu erhalten, ist wohl begreiflich. Jugend ist Schönheit. Und selbst ein Gesicht, das wohlgebildet und -geformt ist und harmonische Züge hat, wirkt, wenn sich erst die Spuren des Altwerdens bemerkbar machen, lange nicht so anziehend und reizvoll, als ein weniger schönes Gesicht, auf dem sich noch die volle Frische der Jugend zeigt. Freilich währet die Jugend nicht ewig. Es ist unser aller Schicksal, alt zu werden, und wohl dem, der es mit Fassung und Klugheit erträgt und es bersteht, auch dem Alter noch seine Reize abzugewinnen.

Aber so lange es in unserer Macht steht, sollten wir den Prozeß des Alterwerdens aufhalten oder hinausschieben. Es genügt dabei nicht, daß man die Jahre stille stehen heißt und sich mit jedem neuen Geburtstag um ein Jahr jünger rechnet. Man muß diejenigen Mittel anwenden, die den Menschen frisch und elastisch erhalten, man muß eine geeignete, systematisch geübte und energisch durchgeführte Gesichts- und Körperpflege treiben. Es braucht dazu keine teureren, ausländischen Toilettemittel. Die Mittel, die wir meinen, kosten wenig oder gar nichts.

Als erste und wichtigste Regel für die rationelle Gesichtspflege gilt das Gebot: Wasche dich niemals nur mit kaltem Wasser. Zum richtigen Waschen gehört warmes und kaltes Wasser. Der in der Luft umherfliegende feine Staub und Schmutz setzt sich in die Poren der Haut und bildet dort eine dünne Fettschicht, die sich im kalten Wasser niemals vollständig löst. Erst das warme (nicht zu heiße) Wasser löst die Schicht auf und macht die Haut rein und frei, so daß die Poren atmen können. Man wasche sich also erst im warmen Wasser gründlich. Seife ist dabei nicht unbedingt nötig. Manche Haut verträgt keine Seife, vor allem nicht täglich. Nach der warmen Waschung spüle man dann mit kaltem Wasser nach. Das kalte Wasser erfrischt und kräftigt die Haut und bringt erhöhten Blutstrom.

Ein weiteres Verjüngungsmittel ist eine regelmäßige Gesichtsmassage. Hierbei ist zu beachten, daß das Massieren nicht zu kräftig ausgeführt wird, da es sonst leicht die zarten Gewebe der Haut zerbricht. Massiert wird überall da, wo sich die Falten oder Fingeln gebildet haben oder bilden können, also auf der Stirn, um die Augen herum, an den Schläfen, zu beiden Seiten der Nase nach dem Mund herunter, die Wangen und der Hals. Das Massieren ist ein leichtes Streicheln und Klopfen mit den Fingerspitzen der beiden Hände, die stets gleichzeitig arbeiten sollen. Es

braucht nicht zu lange ausgedehnt zu werden, fünf Minuten genügen vollständig. Die Hauptsache ist, daß man es regelmäßig ausführt, am besten jeden Tag.

Von großer Wirkung, die Haut rein und rosig zu erhalten, sind die heißen Gesichtsbäder. Hier soll nicht das Wasser, sondern der heiße Dampf auf die Haut einwirken. Nach amerikanischer Art taucht man zwei Tücher in das sehr heiße Wasser, drückt sie leicht aus und legt sie abwechselnd auf das Gesicht, indem man den Kopf beim Sitzen zurücklehnt. Oder man beugt das Gesicht über einen Topf mit heißem Wasser und läßt den Dampf 8-10 Minuten lang einwirken, wobei Gesicht und Kopf unter einem Tuch stecken müssen. Auch nach diesem Bad wäscht man das Gesicht mit kälterem Wasser ab. Dies Gesichtsbad soll allwöchentlich gemacht werden. Wer der Haut nach den Waschungen etwas Fett zuführen will, kann mit einer leichten Creme einreiben.

Den wohlthätigen Einfluß dieser Gesichtspflege wird man, wenn sie regelmäßig durchgeführt wird, bald spüren und auch sehen. Kommt dazu noch eine Pflege des ganzen übrigen Körpers durch warme und kalte Waschungen, durch regelmäßig ausgeübte Freiübungen und durch häufigen Aufenthalt und Bewegung in frischer Luft, so wird in kurzer Zeit eine frische, straffe Haut und ein reines, blühendes, jugendliches Aussehen der Lohn der Mühe sein.

Arme kleine Butterflie.

Als wir noch kleine Mädels waren, spielte Mutter manchmal alte Walzer von Vanner und von Strauß Vater. Es klang ein bißchen hölzern und ungelent, aber wir merkten das nicht, Mangelreihen tanzte es sich doch fein dazu.

Später dann, als wir erst größer geworden, selbst schon Klavierunterricht nahmen, konnten wir Mama niemals mehr dazu bringen, zu spielen. Sie beaufsichtigte wohl unsere Übungen, nahm es sehr genau und streng damit, aber wenn wir sie quälten, sich doch ans Klavier zu setzen, dann glitten ihre lieben schlanken Finger ganz leicht über die Tasten unseres alten Streicherflügels, und in ihr blasses, ifenes Gesicht trat ein schmerzlicher Ausdruck: „Laßt mich doch — ich kann nichts mehr. Müht mich ja schämen vor dem alten Klavier, das ganz anderes von mir gewöhnt war.“

Ich staß damals in dem gewissen Alter, in dem man nie versteht, warum die „Alten“ — und alt erscheint einem da bald jeder, der eben nicht mehr so grün ist, wie man selbst — dies oder jenes tun, und da es in der Familie stets hieß, Mutter wäre als junge Mädchen eine glänzende Klavierspielerin gewesen, hätte sogar öffentlich in Konzerten mitgewirkt, sagte ich ihr einmal, daß ich nicht begreifen könne, wie man die Musik dem Kleinram des Alltags zu opfern vermag. Sie sah mich damals seltsam an, nickte leise und strich mir über die Augen: „Möge dich der Himmel davor behüten, daß du begreifen lernst, wie man es kann.“

Jahre sind seither vergangen. Viele Jahre, in denen ich mich an meine Musik klammerte, um sie mit dem Alltag kämpfte, der mich von ihr losreißen wollte. Ich übte noch täglich, als ich mir die halbe Stunde schon mühsam stehlen mußte.

Dann kam der Krieg. Zum Lieben fehlte die Zeit, denn unjer Leben war Arbeit, nur Arbeit geworden, — aber um nicht ganz einzurosten, gab ich einem jungen Musikschüler einige Male in der Woche das Mittagessen, dafür spielte er mir dann des Abends ab und zu vierhändig. Allein auch dafür reichte es bald nicht mehr, die Musik hatte keinen Platz in dem Leben voll Heijagd und peinvoller Atemlosigkeit. Das Klavier blieb geschlossen. Meine Finger wurden steif, ungelent — aber in mir war doch das Hoffen: wenn es erst besser wird, und es muß doch einmal wieder anders werden, — dann übe ich wieder, hole alles nach, trage mir meine geliebte Musik wieder hinein in mein so unharmonisch gewordenes Leben. Darüber vergingen Jahre. Als ich vor einiger Zeit einen unserer großen Klavierkünstler Beethoven spielen hörte, und zwar eine Sonate, die ich einmal selbst ganz gut gespielt hatte, holte ich an anderen Tag ganz schen und verstohlen die Noten hervor — schlug ein paar Takte an — und ließ den Deckel über die Tasten fallen, zog den Schlüssel ab. „Aus — vorbei — nie mehr. In dem Leben kannst du nicht einholen, was du eingebüßt, dazu ist die Spanne Zeit, die noch vor dir liegt, viel zu kurz, und der Pflichten, die deine Zeit belasten, viel zu viel.“ Es tat höllisch weh. —

Vor einigen Wochen wurde in den Tageszeitungen berichtet, daß eine Japanerin in einem bornehmen Hotel Selbstmord verübt hatte. Zuerst witterte man natürlich allerlei pikante Details,

dachte an Liebesabenteuer u. dgl. Dann aber kamen die seltsamen Ursachen zutage, um dererwillen die Fremde sich getötet, und in mir erwachte die Erinnerung an die stille Stunde meiner eigenen Resignation. — Hi-Sa-Ni-No war eine der ersten Japanerinnen, die in Tokio Musik studierte, eine der ersten, in deren dortigem Heim sich ein Klavier befand. Ihre Sehnsucht nach Musik war ernst und stark und die Musikakademie ihrer Heimatstadt sandte sie auf Staatskosten nach Europa, damit sie europäische Musik kennen lerne und neues Können heimbrächte für alle, die wie sie Freude an der Musik haben. Als aber die kleine Japanerin hörte, wie man hier spielte, als sie in Konzerten fühlen mußte, daß das, was sie bisher für Können und Kunst gehalten, kaum diesen Namen verdiente, da wurde sie traurig und mutlos. Sie war nicht mehr jung genug, um den steinigen Weg des Neubeginns nochmals einzuschlagen. Ihre idealen Wünsche und Hoffnungen, als Verführerin des neuen Heils heimzukehren und ihrer Heimat Schönes schenken zu dürfen, versanken vor dem Unvermögen, dieses Ziel jemals zu erreichen. Aber ein alter Aberglaube ihres Volkes verlangte für das Gelingen einer hohen Mission ein Opfer an die Götter: Menschenblut. Und die kleine Japanerin mochte in der schwermühtigen Mutlosigkeit ihre Mission dahin empfinden haben, daß, nachdem sie selbst die Aufgabe, höchste Kunst heimzubringen, nicht zu erfüllen vermochte, es ihr als Pflicht erschien, sich als Opfer darzubringen, um denen, die nach ihr vielleicht auch an das schwere Werk gingen, die Gunst der Götter zu erringen. Vielleicht hat die kleine Japanerin all das nur instinktiv empfunden. Vielleicht war ausschlaggebend für sie nur das trostlose Gefühl, wie weit entfernt sie der Höhe war, die sie erklimmen wollte und wie ungangbar für ihre Kraft der mühselige Weg, der aufwärts führte. Sie hatte nicht den Willen und nicht die Art, ihr Klavier zu schließen und den Schlüssel für alle Zeit wegzulegen, wie wir robusteren Pflichtmenschen es zu tun gelernt haben. Sie ließ es Abend werden und verließ die Richter, als die Sehnsuchtsmelodie zur unlöslichen Dissonanz geworden. Sie breitete die Flügel aus — sank aber hinab in die Tiefe. — — Arme, kleine moderne Butterflie.

Schlecht essende Kinder.

Von Dr. med. Walther Kahn, Kinderarzt in Dortmund.

„Herr Doktor, mein Kind ist nicht!“

Mit diesen Worten wird schon manche Mutter in das ärztliche Sprechzimmer getreten sein und dem Arzt eine lange Leidensgeschichte von ihrem nicht oder schlecht essenden Kinde erzählt haben.

Die schlecht essenden Kinder sind eine Kategorie von Kindern, die überaus häufig verbreitet ist. Man findet sie in allen Bevölkerungsschichten, in überwiegendem Maße aber in den sogenannten besseren Kreisen. Hier sind es vor allem die einzigen Kinder, welche zu den schlecht essenden Kindern zählen.

Hier müssen wir gleich eine Einschränkung machen. Die Angaben der Mutter, daß ihr Kind „nichts esse“, erweisen sich bei genauerer Nachprüfung meistens als übertrieben. Das Kind nimmt Nahrung zu sich, nur ist der Maßstab, den die Mutter an den Appetit des Kindes legt, sehr oft falsch. Der Appetit ist eine individuelle Größe und wird — besonders beim Kinde — oft nicht richtig eingeschätzt. Nimmt das Kind dann nicht die Nahrungsmenge zu sich, welche die Mutter als ausreichend betrachtet, so wird da eine Appetitlosigkeit gesehen, wo in Wirklichkeit gar keine besteht.

Die wirklich schlecht essenden Kinder sind ausnahmslos Neuropathen, d. h. Kinder mit einer erhöhten nervösen Empfindlichkeit. Die Ekdumst ist also nur ein Symptom der Neuropathie, aber ein besonders hervorstechendes.

Der Entwicklungsengang schlecht essender Kinder ist meistens typisch. Schon als Säugling beginnt das Kind Schwierigkeiten bei der Nahrungsaufnahme zu bereiten; es trinkt schlecht, verweigert häufig überhaupt die Flasche. Die Schwierigkeiten häufen sich in dem Maße, wie das Kind älter wird. Schließlich ist die Nahrungsaufnahme derart ungenügend geworden, daß die verzweifelten Angehörigen für das Leben des Kindes fürchten. Wir haben einen schlechten Esser vor uns.

Viele schlecht essenden Kinder machen trotz ihrer Störung einen ganz gesunden Eindruck. Oft sehen sie geradezu blühend aus. Bei näherer Untersuchung findet der Arzt aber immer Zeichen von Neuropathie. Kommt die Stunde der Mahlzeit heran, dann beginnt das Leiden. Die Nahrungsaufnahme gestaltet sich zu einer Tortur für Kind und Eltern. Die Mahlzeiten dehnen sich stundenlang aus, jeder Bissen kostet Überwindung; es müssen Geschichten, Märchen erzählt werden, damit das Kind überhaupt etwas zu sich nimmt. Oft beherbergt das Kind nach Stunden noch Nahrungsreste in seinen Wadenstaschen. Durch Erziehungsfehler, Aufdrängen von Nahrung u. ä. wird das Leiden nur verschlimmert, so daß das Kind am Ende jedwede Nahrung verweigert.

Ein anderer Teil der schlechten Esser sieht dagegen traurig aus. Die besorgten Eltern glauben an ein schweres Leiden und suchen deswegen den Arzt auf. In solchen Fällen wird häufig fälschlicherweise die Diagnose Tuberkulose gestellt. Die Magerkeit, die Blässe, das schlechte Essen und andere Symptome — z. B. nächtliches Schwitzen — werden auf eine Tuberkulose bezogen. Sie sind in Wirklichkeit aber die Erscheinungen einer neuropathischen Veranlagung.

Schon aus diesen kurzen Ausführungen geht hervor, daß die Behandlung der schlecht essenden Kinder nicht in der Verordnung irgendwelcher Appetittropfen besteht. Die Methode der Behandlung ist von Fall zu Fall anders.

Mit den ganz schlechten Essern wird die Mutter einfach nicht fertig. Sie gehören in eine Kinderklinik, Sanatorium, Heim oder in ein anderes geeignetes Milieu. Die Kinder müssen erst wieder essen lernen. Das gelingt fern vom mütterlichen Einfluß meistens überraschend schnell. Die Fehler, welche die Mutter zu Hause immer wieder machte, um das Kind zum Essen zu bringen, kommen in Fortfall, und das Kind ist recht bald wieder.

Leichtere Fälle können mit Erfolg zu Hause behandelt werden. Die Grundlage der Behandlung beruht vor allem auf einer genauen Regelung des Kostzettels. Insbesondere darf nicht der Fehler gemacht werden, dem Kinde 1½—2 Liter Milch am Tage zu reichen. Erhält das Kind außerdem noch Süßigkeiten, so ist für andere notwendige Nahrungsmittel selbstverständlich kein Appetit vorhanden.

Die Mahlzeiten für Kleinkinder sollen etwa folgende Grundlage haben:

1. Frühstück: Milch mit Zwiebad oder Weißbrot.
2. Mittagessen: Gemüse mit Kartoffeln oder Reis mit etwas Fleisch.
3. Abendessen: Milchbrei von Grieß, Reis, Sago, Nudeln und ähnliches.

a) Die Zwischenmahlzeiten am Vormittag und Nachmittag sollen keine besondere Rolle spielen. Vormittags kann man etwas Butterbrot mit Obst, nachmittags etwas Milch mit Gebäck geben. — Die Milchmenge betrage etwa ½ Liter am Tage.

Diese Grundlage kann mit leichter Mühe jeder Altersstufe angepasst werden.

Manche schlecht essenden Kinder verschmähen die nach der süßen Seite gerichtete Kost: Rübdinge, Breie, Milchspeisen, Pilante, saure, scharf gewürzte Gerichte werden vorgezogen. Diesem „frühreifen Appetit“ muß bei der Behandlung in gewissem Sinne Rechnung getragen werden.

Selbstverständlich ist die Allgemeinbehandlung der schlechten Esser nicht zu vernachlässigen.

Eine vernünftige, dem kindlichen Alter angemessene Lebensweise muß eingeschlagen werden. Man darf nie vergessen — das gilt besonders für Eltern einziger Kinder —, daß ein Kind keine Miniaturausgabe eines Erwachsenen ist. Leider wird nach dieser Richtung hin viel gesündigt. Die natürlichen Heilfaktoren Licht, Luft und Sonne können, richtig angewandt, auch bei den schlecht essenden Kindern ihre heilkräftige Wirkung entfalten.

Nicht zu vergessen ist die heilpädagogische Beeinflussung der schlecht essenden Kinder, welche die schönsten Erfolge zeitigen kann.

Was soll ich werden!

Ist das junge Mädchen aus der Schule entlassen, ist es selbst in den meisten Fällen, nicht mit sich einig, welchen Beruf es ergreifen soll. Auch die Eltern wissen oft nicht zu raten. In den meisten Fällen wird das junge Mädchen in eine Handelsschule gesteckt, um sich ein wenig Stenographie und Schreibmaschine anzueignen, schließlich noch etwas Buchführung. Nun denkt es, mit seinem „natürlich erstklassigen Zeugnis“, sofort einen Posten zu erhalten.

Doch wird es bald einsehen müssen, daß es sehr schwer wird, überhaupt Anstellung zu finden. Besonders bei uns in Polen wird es schwer, Anstellung zu finden. Deutsche Büros entlassen eingearbeitete Kräfte nicht und wenn wirklich einmal Ersatz nötig wird, wird die Wahl natürlich auf eine flotte, eingearbeitete Kraft fallen. Um soweit zu sein, gehört natürlich viel Übung und praktische Arbeit. Die Fähigkeiten lassen sich nicht nur in einem viertel- oder halbjährigen Kursus erwerben.

Die Abneigung, einen Posten im Haushalt zu bekleiden, sei es als Hausgehilfin, Kinderfräulein, ist immer noch, auch in den unbemittelten Kreisen, sehr groß. Hier ist aber an tüchtiger, zuverlässiger Hilfe immer Mangel vorhanden. In Deutschland geht man heute schon daran, von Hausgehilfen eine entsprechende Ausbildung zu verlangen. Die Hausangestellte muß zunächst eine einjährige Lehrzeit in einem Haushalt oder in einer Haushaltungsschule nachweisen. Diese jungen Mädchen werden viel leichter Stellung erhalten, als unausgebildete Kräfte. Hier in der Provinz Polen sind mehrere derartige Ausbildungsanstalten vorhanden (z. B. die Haushaltungsschule Janowik), über die Näheres des öfteren im Angeigentell unseres Blattes zu ersehen ist.

Neben diesem Beruf ist der als Geflügelzüchterin sehr zu empfehlen. Als solche bedarf es einer zweijährigen Lehrzeit, die auf einer Geflügelfarm oder einem Gute absolviert werden kann. Ein Jahr hintereinander muß der Lehrling auf einer Stelle bleiben. Als vollständiges Lehrjahr gilt auch der Besuch einer landwirtschaftlichen Frauenschule oder Haushaltungsschule, sofern dieselben eine von einer Landwirtschaftskammer anerkannte Geflügelzucht betreiben und die Schölerin die Prüfung mit dem Prädikat „Gut“ bestanden hat. Matsum ist es, das zweite Lehrjahr bei einer staatlichen Lehranstalt zu absolvieren.

Um den Beruf der Buchhändlerin mit Erfolg ausüben zu können, ist ein eingehendes Studium nötig. Eine dreijährige praktische Lehrzeit ist obligatorisch und die Grundbedingung auch bei vorangegangener höherer Schulbildung. Aber Fort- und Weiterbildung ist gerade in diesem Beruf erforderlich. Die Buchhändlerlehranstalt in Leipzig hat in ihrem Lehrplan für einjährigen Fachkursus u. a. als Pflichtfächer: Deutsche und Weltliteratur, Kunst- und Musikgeschichte, Geschichte des Buchhandels, Buchhandelsbetriebslehre, Buchgewerbetunde, Volkswirtschafts- und Staatsbürgerkunde, deutscher Schriftverkehr, kaufmännisches Rechnen usw. Als Wahlfächer treten dann noch Sprachen, Stenographie und Maschinensreiben hinzu. Wer nicht die genannte Lehranstalt besuchen kann, muß in anderer Weise für seine Weiterbildung

forzen. In den größeren Städten geben Bibliotheken und Vorzüge dazu Gelegenheit. Ferner müssen die Sprachkenntnisse, soweit sie bereits vorhanden sind, durch regelmäßiges Lesen fremdsprachlicher Zeitungen und Bücher vervollkommen werden; oder es muß, falls solche Kenntnisse von der Schulzeit her nicht mitgebracht werden, versucht werden, solche möglichst noch nachträglich sich anzu eignen. Dasselbe gilt von Geographie und Schreibmaschine, die in begrenztem Maße auch beherrscht werden müssen. Für die Fortbildung von Wichtigkeit ist das Lesen des Fachblattes, des Buchhändlerbörseblattes, um sich über Neuerungen und Neuauflagen sowie über den ganzen Stand des Büchermarktes auf dem Laufenden zu halten. — Die gründlichste und praktischste Ausbildung dürfte die im Sortiment (Büchergeschäft) sein, weil hier ein Kennenlernen aller Arbeiten des Buchhandels möglich ist. Daher ist diese Ausbildung derjenigen im Verlag vorzuziehen, in dem der Lehrling mehr zu mechanischen und kaufmännischen Tätigkeiten herangezogen wird. Auch im Versandbuchhandel wird der Bekämpfung mit allen Arbeiten vertraut, nur die Ausbildung zur Verkäuferin fehlt in diesem Fall. Hierzu bedarf es freilich besonderer Eignung. Neben ausgebreiteten Kenntnissen sind Zuverlässigkeit und Gewandtheit wie tadellose Umgangsformen im Verkehr mit der Kundschaft erforderlich. Außer literarischer Bildung im weitesten Sinn, das heißt, dem Verfolgen der jeweiligen literarischen Strömungen des In- und Auslandes, muß auf künstlerischem Gebiet Verständnis und ein sicherer Geschmack ausgebildet werden, um den Wert eines Buches auch nach seiner äußeren Beschaffenheit (Illustrationen, Einband, Druck, Papier usw.) richtig einschätzen zu können. Günstig ist es immer für den Lehrling, wenn er einige Zeit in einer Druckerei tätig sein kann, um so auch praktisch die Herstellung des Buches lernen zu können. Aber nicht nur Bücher, sondern auch Menschen heißt es für die Buchhändlerin bewerten können. Ihre Menschenkenntnis muß ihr den Fingerzeig geben, welche Literatur sie den ins Ladengeschäft kommenden Kunden vorlegen und empfehlen kann. Große Befriedigung wird es ihr gewähren, auf diese Weise erzieherisch auf den Geschmack des Publikums einzuwirken zu können. Ihr selbst werden die Bücher, die die Weltanschauung der ganzen Kulturwelt alter und neuer Zeit bergen, bald zu unentbehrlichen Freunden werden. — Sehr reizvoll ist die Arbeit in einem Antiquariat, doch wäre zu dieser Tätigkeit die Kenntnis der alten Sprachen zu empfehlen. Für das Angehörigenverhältnis der Frau im Buchhandel gelten die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches.

Zur Geschichte des Teppichs.

Von F. Gebhardt.

(Nachdruck verboten.)

Unter Teppichen im weiteren Sinne versteht man eigentlich alle größeren Decken, soweit sie aus dickeren und schwereren Geweben bestehen, die zum Verhüllen und Schönen der Wände, des Fußbodens oder der verschiedenen Möbel, wie Divans, Tische und Ruhebänke dienen sollen. Gemeinhin allerdings wird der Begriff Teppich jetzt enger gefaßt, und man denkt sich unter ihm nur die Decken, welche wir für den Fußboden unserer Wohnräume verwenden. Andersfalls wird dem Teppich eine besondere Bezeichnung hinzugefügt, die seinen Zweck sogleich kennzeichnet — wie z. B. Wandteppich. In früheren Zeiten waren letztere viel gewöhnlicher als jetzt, wo unsere Wände gewöhnlich mit Tapeten beklebt sind. Doch schützte man auch heute noch in einzelnen Fällen durch Wandbehang sich vor dem Eindringen von Kälte und Feuchtigkeit, beispielsweise in Schlafzimmern, wo man hinter den vertikalgestellten Stoffbehang anbringt. Auch in Schlössern und Brunnengebäuden findet man den Teppich als Wandbekleidung, dann dient er vorzugsweise dem Schmud. Schmud und Staub zugleich war der Wandteppich überall da, wo er im Mittelalter angewendet wurde, in Burgen, in den reichen Bürgerhäusern, auch in Kirchen hinter den Altären. Er war dann meistens ein Erzeugnis der Webstube — wie in der altsächsischen Burg oder im Kloster, wo Frauenhand in mühevoller, jahrelanger und zuweilen künstlerisch vollendeter Arbeit ihn schuf, oder der Weberei, und als letztere wird er gewöhnlich „Gobelin“ genannt, nach der Familie Gobelin in Paris, welche im 16. Jahrhundert Färbereien und Tapetenwebereien gründete. Frankreich hat noch heute den Ruf der künstlerischen Gobelweberei bewahrt. Doch trat im bürgerlichen Wohnhaus später fast allgemein an Stelle der Wandbehang oder der hölzernen Wandbekleidung die leberne oder papierne Tapete. Der Teppich aber bezeichnet heutzutage, wie gesagt, eine Stoffbekleidung des Fußbodens. Auch so war er sehr früh gebräuchlich, und man darf wohl sagen, Teppiche hat es gegeben, so lange es menschliche Behausungen gibt. Die ersten und primitivsten Anfänge des Teppichs findet man in der Bekleidung des Bodens mit Rinsen — noch in Schottland üblich —, mit Stroh oder Schilf, welche die aus dem fernern oder lehmernen Fußboden austretende Kälte abhalten helfen sollte. Das Tierfell mußte dann bei dem jagdtreibenden Menschen der Urgelt den ersten Teppich darstellen, immerhin war es aber zu kostbar, um für die Bekleidung des ganzen Bodens verwendet zu werden, wurde meist nur den Ehrenpersonen des Hauses gewährt. Sobald der Mensch eine seiner ersten Handfertigkeiten, das Flechten, gelernt, fertigte er sich aus Moos, Rinsen oder Niedras, viellecht auch aus Stroh Matten, wie wir es noch heute bei den sonst wenig kultivierten Völkern Afrikas und der Südseeinseln als hochentwickelte Hauskunst finden. Dann webte wohl auch die Hausfrau aus grober Wolle einen Teppich und verzierete ihn durch das Einflicken buntgefärbter Häden — jedenfalls waren die Teppiche des Altertums sämtlich „selbstgefertigte Teppiche“. Erst das Mittelalter und der

Beginn der Neuzeit, das Aufblühen des Städtewesens, der Gewerbe und des Handels machte den Teppich zu einer Ware, die in Werkstätten gefertigt und auf die Märkte gebracht wurde. Besonders einfluß auf das Gewerbe der Teppichweberei, wie überhaupt auf die Verwendung des Teppichs hat die Berührung mit dem Orient durch die Kreuzzüge gezeitigt. In den Morgenländern war die Teppichherstellung früher bis zu einer hohen Kunst entwickelt worden. Dort hat der Teppich ja eine weit höhere Bedeutung als bei uns — schon weil ihre Bewohner Sitzgeräte nicht kennen und der Teppich ihnen als Volster an Stelle jener dienen muß. Auch im Atlas des Mohammedaners — ja des alten Israels, nimmt der Teppich eine Stelle ein — Gebetsteppich!

Neben den französischen Teppichwebereien gewannen die Italiens, besonders Brescias, Ruf. Die Niederlande und England und in Deutschland die rheinischen Fabriken in Düsseldorf, Elberfeld und Barmen stehen in der Teppichfabrikation an erster Stelle. Auch die Hausindustrie bürgerlicher Bezirke im Sächsischen und Thüringen, sowie in Süddeutschland liefert Teppiche einfacherer Art. Immerhin ist der Teppich, der jetzt selbst im Haushalt des Unbemittelten nicht fehlt, noch ein kostbares Stück, und mehr als einen für die „gute“ Stube kann der schlichte Bürger sich selten leisten. Und handelt es sich gar um echte Teppiche — die aus dem Orient wie aus Persien und der Türkei —, so heißt es von vornherein verzichten. Da man aber auch in den Räumen des täglichen Gebrauchs der Teppiche nicht entbehren will — schon aus Rücksicht auf etwaige Untermöbel, da Teppiche die Geräusche dämpfen —, so heißt es oft, die kleineren Teppiche selber anfertigen, um die erwünschte Zahl zu beschaffen. Und die praktische Hausfrau weiß sich da wohl zu helfen. So wird denn im Kreislauf des Lebens die Teppichherstellung wieder — Hausfrauen- sache!

Die praktische Hausfrau.

Miede mit Salmiakgeist bearbeitet hinterlassen leicht hellere Stellen; um diese zu entfernen, befeuchtet man sie mit schwachem Essigwasser.

Schnittblumen bleiben lange frisch, wenn im Wasser ein Stüchchen Soda liegt.

Kostflecke aus Leinen entfernt man mit Zitronensaft und Salz. Betten, die nicht in Gebrauch sind, schlägt man in ein Tuch oder in Zeitungspapier ein, das man mit Terpentin besprengt, um Motten fernzuhalten.

Ist beim Baden der Ofen zu heiß, so genügt es, eine Schüssel kaltes Wasser neben den Kuchen in den Ofen zu stellen, um die Hitze zu vermindern.

Durch Druck und Stoß eingebaute Stellen an Möbeln behandelt man auf folgende Weise: Man feuchtet die Stelle mit warmem Wasser an und legt ein gefaltetes Stück mit warmem Wasser getränktes Padpapier darauf; dann hält man ein warmes Plätteisen darauf, bis das Papier trocken ist. Ist die Wunde noch nicht verschwunden, so wiederholt man das Verfahren.

Durch langen Gebrauch schwarz geworbene Backbleche kocht man 1 bis 2 Stunden in Sodawasser und scheuert sie dann mit Seifenand.

Stärkewäsche bügelt sich leichter, wenn man der Stärke einige Tropfen Glycerin zusetzt.

Typse, in denen Milch, zerprüngene Eier oder Mehl waren, lege man nicht in heißes Spülwasser, da sie sich sonst noch einmal so schwer reinigen lassen; man weiche sie mit kaltem Wasser ein.

Seifenreste verwendet man vorteilhaft, indem man sie in einer Blechdose sammelt, in die man rundherum und in den Boden mit einem Nagel Löcher schlägt. Um zum Waschen eine gute Seifenbrühe ohne das lästige Seifenschneiden und Auflösen zu haben, schenkt man diese Blechdose im Wasser.

Für die Küche.

Gemüseomelett. Hauptsache für ein Omelett ist, daß man die verquirlten Eigelb in den sehr heißen Eischnee tropfenweise unter Schlagen mit leichter Hand gibt. Nur so erhält man ein schaumiges Omelett, das auf der Junge zergeht. Will man einen Rüssel Mehl dazu geben, so rühre man das Mehl mit Salz unter die Eidotter, nötig ist es nicht. Die Eiermasse kommt in die Omelettenpfanne mit gebogenem Rand, köchelt in Butter oder Fett auf einer Seite dunkelgelb — im Innern schaumig bleibend —, wird dann vorsichtig auf einen Papierbogen geschoben, mit dem gewünschten, völlig zubereiteten Gemüse gefüllt und mit Hilfe des Papierbogens zusammengeschlagen und auf die heiße Platte geschoben. Als Füllung empfiehlt sich Blumenkohl, in Köschen zerpflegt, Spargelstübe, mit etwas Soße gebunden oder auch Leipziger Merlet, Champignons u. a. m.

Haselnußorte. 140 Gramm geriebene Haselnüsse mischt man mit 200 Gramm Zucker, einer Prise Salz, 8 Eigelb und zieht den Schnee der 8 Eier und ein Viertelfund feines Mehl darunter. In gebutterter Tortenform wird die Masse eine Stunde lang gebaden, nach dem Erkalten in Scheiben geschnitten, Schlagahne, die man mit geriebener Nuss vermischt hat, dazwischengeschoben; darauf legt man die Torten wieder zusammen, glasiert sie mit Wasserglasur und verzert sie mit ebenfalls glasierten halben oder ganzen Haselnüssen, die man wie eine Schnur um den Marzipanrand legt. In die Tortenmitte kommt ebenfalls ein Strang Haselnüsse und Marzipan.

Der Wunschring.

Von Richard v. Volkmann-Leander.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärtsgehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Angesichte zu waschen. Da kam eine alte Heze vorbeigefahren und rief ihm zu: „Was plagst du dich und bringst's doch zu nichts? Geh zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine große Tanne kommst, die frei im Walde steht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du sie umschlägst, ist dein Glück gemacht.“

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm sein Weil und machte sich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging sofort daran, sie zu fällen, und in dem Augenblick, wo sie umstürzte und mit Gewalt auf den Boden schlug, fiel aus ihrem höchsten Gipfel ein Nest mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen. Und wie sie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem anderen fiel ein kleiner, goldener Ring. Der Adler wuchs zusehends, bis er wohl halbe Manneshöhe hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probieren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann:

„Du hast mich erlöst! Nimm zum Dank den Ring, der in dem anderen Ei gewesen ist! Es ist ein Wunschring. Wenn du ihn am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch ausspricht, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ring. Ist er getan, so hat der Ring alle weitere Kraft verloren und ist nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschst, auf daß es dich nachher nicht gereue.“

Darauf erhob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauern und schoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es abend war, langte er in einer Stadt an. Da stand der Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Rappensfiel!“ versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr wert als alle Ringe zusammen, die jener feilhielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann wie dich mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück. Bleibe bei mir!“ Er bewirtete ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten. Und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst.“

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Türen, damit niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Tür hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich 100 000 Taler haben.“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Taler zu regnen, harte blanke Taler, als wenn es mit Mulden gösse. Und die Taler schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an, kläglich zu schreien, und wollte zur Türe springen. Doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Talerregnen nahm kein Ende. Und bald brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die 100 000 holl waren. Und zuletzt lag der Goldschmied tot im Keller, und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt. Und als sie den Goldschmied tot unter dem Gelde liegend fanden, sprachen sie: „Es ist doch ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppel dick kommt.“ Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdess ging der Bauer vergnügt nach Hause und zeigte seiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau“, sagte er. „Unser Glück ist gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünschen wollen.“

Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinst du“, sagte sie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Zwickel gerade zwischen unsere Acker hinein; den wollen wir uns wünschen.“

„Das wäre der Mühe wert!“ erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anstrengung. Und bei der Ernte hatte es noch nie so geschüttelt wie dieses Mal, so daß sie sich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehst du“, sagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunsch ist immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau“, entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hosentasche flapperte, „was wollen wir wegen solch einer Dumberei-

den Wunsch vergeben. Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so.“

Und richtig, nach abermals einem Jahr waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rief sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch gespart, und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau rebete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder“, versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles mögliche gewünscht, und jetzt, wo du es haben kannst, wie du's willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, bieder Bauer könntest du sein, alle Truben voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst.“

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben“, erwiderte der Bauer, „wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald verstan. Wer weiß, was uns noch einmal zustoßt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so heraufgekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten.“

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Rammern wurden von Jahr zu Jahr voller. Und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauer ein großer, bieder Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Haustüre saß, und sich von den Beuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte die Frau zwar ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte, er habe noch vollauf Zeit, und das Beste falle einem stets zuletzt ein, so tat sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ring gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwanzigmal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen. Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht getan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben. Kind und Kindeskind fanden um ihre beiden Särge und weinten. Und als eins von den Kindern den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laß den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft. Am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt.“ So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war, und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist. Und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch sehr viel mehr wert, wie gut Ding in schlechter. —

(Entnommen dem 12. Band „Unsere Kinderdichter“, herausgegeben von Wilh. Müller-Rildersdorf: „Träumereien an französischen Kammen“ von Richard v. Volkmann. Landw. Verlag Fr. Seybold-Leipzig.)

Die singende Biene.

Von Wilhelm Müller-Rildersdorf

<p>Schwang singend Fleckfrau Biene Um eine Balsamine.</p> <p>Und drehte sich so munter, Und wippte raut und runter.</p> <p>Saß nah' des Singsangs Haffer: Ein Schmetterling, ein blasser.</p> <p>Der machte böse Miene Und sagte zu der Biene:</p> <p>„Laß sein, du tolle Hudel, Das ewige Gedudel!“</p> <p>Und halte einmal inne Mit deinem Summgespinnel!</p> <p>Lust allen Frieden hören; Bist schrecklich anzuhören! —</p> <p>Das Bienlein, singend heiter, Rückt' einen Keschplatz weiter.</p> <p>Strich sich am samtnen Kleide Und lachte zum Bescheide:</p>	<p>„O, was soll mir dein Raten, Du Darrleib ohne Laten! Denkst nur an dich, ans Raschen. Doch ich schenk' volle Taschen.“</p> <p>Und während trag' dein Wandern, Dien' ich mit Fleiß den andern.</p> <p>Und Singen, ach, und Singen Gehört mir zum Gelingen!</p> <p>Im Flug nach Blütentöpfen Sing' ich vorm Sonigschöpfen.</p> <p>Und sing' mich ganz in Wonnen An all den goldnen Bronnen.</p> <p>Und schweig' nur, wo am Flecke Ich tief in Arbeit stecke.</p> <p>Doch tat mein Werk ich heiter, Sing' ich gleich lustig weiter. —</p> <p>Ja, wer was will vollbringen, Da r'f singen und soll singen!“</p>
--	--